

den Mund, würgte und blickte Hilfe suchend in die Runde der erwartungsvollen und vorwurfsvollen Gesichter, bis endlich, endlich Tante Meri den Teller wegzog. »Lasst doch das Kind, lasst sie, ich kenne das, ich war auch so. Wenn sie jetzt bald ans Meer kommt, wird ihr Appetit schon wachsen. Komm, *Stelitza*, geh spielen, aber nimm dir ein paar Träubchen mit.«

»*Aman*, o weh!«, sagte Anna, die schon hinter meinem Stuhl wartete, und zog mich mit sich fort – ich war erlöst.

Pappous strafte Meri mit einem zürnenden Blick und mahlte wieder mit dem Kiefer. Ich wusste, dass er sich freute, dass wir da waren, auch wenn es nicht unbedingt so aussah. Ich wusste aber auch, dass er mindestens genauso froh sein würde, wenn wir in einigen Wochen wieder abreisen würden. Doch bevor es so weit wäre, wartete ein großartiger Sommer auf uns.



In der Monemwassias Nummer dreizehn

Morgens erwachte ich von dem Geräusch schlurfender Schritte aus der Küche; da wusste ich: Es ist kein Traum, ich bin wirklich da!

Das Geräusch machten Yiayias Füße, die in alten Pantoffeln steckten. Yiayia werkelt in der Küche, wo bereits das Frühstück wartete: Tee und Gebäck. So üppig die Griechen nämlich zu Mittag oder zu Abend speisten, so frugal war ihr Frühstück: Wahrscheinlich waren sie noch satt vom Abendessen.

Das Gebäck wurde in die Tasse getunkt, bis es aufweichte und Krümel auf der Teeoberfläche schwammen – das war so wenig nach meinem Geschmack wie alles andere, was in Griechenland gegessen wurde. Vor einer Sache allerdings graute mir noch tausendmal mehr als vor dem Essen in Yiayias Haus – jetzt, wo wir zwei vertraut zusammensaßen, wagte ich, das Thema anzusprechen: »Yiayia, gibt es dieses Jahr *katzarides*?«

Eigentlich war es eine überflüssige Frage: Natürlich gab es *katzarides* – also Kakerlaken. Riesige, braune Ungetüme waren es hier im Süden, die in den Ritzen alter Häuser hausten und kaum zu vertreiben waren.

»Nein, nein!«, beruhigte mich Yiayia aber jedes Mal mit fester Stimme. »Dein Pappous hat sie alle erledigt. Er hat so lange Flint gesprüht – das hat sicher keine überlebt. Und wenn, dann nur eine ganz kleine. Aber wenn du willst, sprüht er noch mal alle Räume aus.« Flint war ein Pestizid, das in einer sonderbaren Sprühvorrichtung geliefert wurde – einer Art Luftpumpe, an der eine kleine Trommel befestigt war. Wenn Pappous Flint

sprühte, lagen alle Insekten auf dem Rücken und streckten die Beine von sich.

Nach ein, zwei Tagen allerdings tauchten neue *katzarides* auf, und sie kamen mir jedes Mal größer und bedrohlicher vor als die bereits erlegten Tierchen – manche waren so lang wie der Daumen eines Erwachsenen.

Besonders hartnäckig hielten sich die Biester im Badezimmer. Da ließen sie sich sogar tagsüber blicken und huschten von Ecke zu Ecke, was mich oder meinen Bruder auf dem Klo zu hysterischem Geschrei brachte; dann musste Pappous kommen und Flint sprühen, damit wir uns wieder von der Schüssel herunterwagten.

Die *katzarides* huschten nämlich von draußen ins Bad, das nicht im Haus, sondern am anderen Ende des Hofes untergebracht war. Und das war das größte Problem mit den Biestern: Musste ich nämlich nachts einmal aufs Klo, dann galt es nicht nur, sich allein in dem Kakerlakenpalast Badezimmer aufzuhalten – ich musste ja auch den ganzen Weg dorthin zurücklegen, immer in der Panik, im Dunkeln auf eins der unappetitlichen Insekten zu treten. Allein der Gedanke daran ließ mich schaudern.

Ich öffnete also die Küchentüre nach draußen, dann rannte ich, so schnell ich konnte, durch die unheimlichen Schatten, den langen Hof bis zur Badezimmertüre, die ich zitternd öffnete. Mit fliegenden Fingern knipste ich das Licht an und inspizierte nervös die Ecken. Da waren sie: zwei fette und eine kleine in der Ecke bei der Dusche. Aber es half ja nichts, ich musste nun mal, das galt es zu erledigen, ohne die *katzarides* aus den Augen zu lassen. Ich konnte ja schlecht nachts nach dem Pappous schreien – da hätte ich ja die ganze Nachbarschaft geweckt.

Also hieß es schnell sein, bevor die Biester in meine Richtung huschen konnten. Vor lauter Nervosität schmiss ich meist

das Toilettenpapier einfach in die Schüssel und nicht in das dafür vorgesehene Körbchen daneben, obwohl das eigentlich in Griechenland strengstens verboten ist – auch heute noch: Die Abwasserrohre sind hier nämlich so eng, dass Klopapier alles verstopfen würde. Wenige Tage nach unserer Ankunft lief dann meist die Toilette über, und der arme Pappous musste das Klo wieder in Gang bringen.

Einmal passierte es dann: Ich riss die Küchentür auf und rannte wie immer los, als würde ich von hunderten *katzarides* gejagt – und dann trat ich mittenrein, auf eine riesige Monsterkakerlake, und zerquetschte sie mit meinem bloßen Fuß, dass die fleischigen Innereien zwischen meinen Zehen hervorquollen. Ich stieß einen spitzen Schrei aus und glaubte, ich müsse auf der Stelle ohnmächtig umfallen.

Es dauerte eine Weile, bis ich in der Dunkelheit entdeckte, dass es gar keine Kakerlake gewesen war, sondern nur eine reife Feige, die vom Baum auf den Weg geplumpst war. Die Angst, einmal auf ein echtes Ungeziefer zu treten, war damit aber natürlich nicht besiegt.

Mein kleiner Bruder umging das Problem, indem er im Haus der Yiayia plötzlich wieder ins Bett machte; Yiayia kommentierte die nassen Laken immer augenzwinkernd mit den Worten: »Der arme Junge hat heute Nacht wieder so geschwitzt« und bezog das Bett frisch.

»Aber du musst wirklich keine Angst vor den *katzarides* haben, das weißt du doch«, sagte Yiayia nun am Frühstückstisch. »Die sind zwar hässlich, aber sie tun gar nichts. Sie sind noch harmloser als kleine Mücken, und vor denen hast du doch auch keine Angst – dabei stechen sie.« Und wie sie stachen, unsere Beine und Arme waren in Yiayias Haus immer von Stichen übersät.

Ich fürchtete allerdings, eine *katzarida* könne es eines Tages über die Bettpfosten zwischen meine Laken schaffen – die-

ser Gedanke erschreckte mich noch viel mehr als das Risiko, draußen auf eine Kakerlake zu treten. Und so ließ ich Yiayia schwören, sie habe noch nie, nie, nie eine *katzarida* erlebt, die klettern konnte.

Mittlerweile war auch der Pappous wach und fegte den Weg im Garten, wortlos, wie immer nach dem Aufstehen: Pappous fand nämlich, das Gesicht, mit dem man morgens aus dem Bett steigt, sei keinem Mitmenschen zuzumuten, und deshalb trat er immer erst später mit seiner Umwelt in Kontakt, wenn er sich bereits gewaschen hatte. Dann erst kam er in die Küche und grüßte mit einem lauten und fröhlichen *kalimera!* Schließlich holte er ein Schüsselchen warmes Wasser, Seife und Rasierpinsel und begann, sich vor einem kleinen Spiegel in der Küche zu rasieren.

Blitzschnell schabte das Messer die Seifensahne weg, nur senkrecht unter der Nase ließ er ein Bärtchen stehen, einen Menjoubart, wie er in Pappous' Jugend in Smyrna en vogue gewesen war. Er hatte das Bärtchen auch damals nicht abgenommen, als Hitler im fernen Deutschland den gleichen Schnauzbart trug, und erst recht nicht in den Jahrzehnten später, als diese Art Bart ganz unmodern war. Er hatte sich nun einmal dafür entschieden, und von modischen Launen hielt mein Pappous wenig.

Das hatte man irgendwann wohl auch dem Sortiment in seinem Herrenbekleidungsladen angemerkt, weshalb er ihn in den Sechzigerjahren schließen musste, um sich bei der Konkurrenz, die mehr mit der Zeit gegangen war, als Verkäufer zu verdingen – bis er über achtzig war, denn in eine Rentenkasse hatte der stolze Pappous nie eine Drachme eingezahlt. Und darum musste er nach der Rasur und einigen eilig getunkten Gebäckkringeln auch schnell zur Arbeit.

Während allmählich auch meine Eltern und mein Bruder am Frühstückstisch erschienen, begab ich mich auf Wiederent-

deckungstour durch das Haus: Besonders liebte ich den so genannten Salon, einen Raum, der im Sommer nie genutzt wurde.

Die Fensterläden des Salons waren gegen das grelle Sonnenlicht verschlossen, von draußen drang – an jedem Wochentag, an den ich mich erinnere – der Lärm von Presslufthämmern herein. Hier drinnen aber, im Halbdunkel, schien die Zeit stehen geblieben zu sein: Die Sofas waren mit beigefarbenen Überzügen im Gobelinstil versehen, die barocke Jagdszenen zeigten. In den Ecken gab es winzige runde Holztischchen, auf denen geklöppelte Deckchen lagen. Auf einem Tischchen in der Mitte des Arrangements stand eine Porzellanfigur, eine barocke Dame mit Perücke und himmelblauer Krinoline, an die sich Jagdhunde schmiegt, und die ich immer einige Zeit ausgiebig bewunderte – so hinreißend schön erschienen mir ihr Gesicht mit den rosigen Wangen und der Faltenwurf des in Porzellan erstarrten Kleides.

Über den Gobelinsofas hingen sepiafarbene Fotografien, die von alter Zeit zeugten: Yiayas stumpf geschnittener Bob war damals noch dunkel gewesen und Pappous' Kopf voller schwarzer Locken; sie war im Kostüm oder im kleingebühten Seidenkleid abgelichtet, immer hochelegant, denn Yiayia ließ sich früher jede Saison von der besten Modistin in Piräus einkleiden. Pappous stand stolz in Anzug und Weste da, Michalis und Giorgos posierten im Matrosenanzug, und Mama trug Korkenzieherlocken, sechsunddreißig Stück, achtzehn auf jeder Scheitelseite. Dann gab es noch Bilder von Mama als junger Frau am Klavier und von Onkel Michalis während seines Militärdienstes in Uniform, mit geschorenem Haar und weichen, fülligen Wangen.

Wenn ich eine Zeitlang im Zwielficht des Salons vor mich hin geträumt hatte, widmete ich mich der Halle: Eigentlich war sie nur eine Art Gang, ein großes Durchgangszimmer mit gemustertem Kachelboden von der Eingangstür bis zur

Hoftür. Hier war es schön luftig, deswegen wurde das Familienleben im Sommer in der Halle zelebriert – es gab einen großen Esstisch, außerdem Leinensessel und Abstelltischchen. Das Interessanteste war für mich aber die Anrichte: Hier verwahrte die Yiayia – neben dem guten Porzellan – die *Koufeta*. Das sind Mandeln mit hartem weißem Zuckerguss, verpackt in Tüll und geschmückt mit Seidenblumen. Sie werden bei Hochzeiten oder Taufen an die Gäste verschenkt, und alle, die Yiayia über das Jahr für mich gesammelt hatte, warteten darauf, von mir ausgepackt zu werden.

Während mein Bruder dann wieder in der *avli* mit Papous' Werkzeug beschäftigt war, durfte ich Yiayia bei den gefüllten Paprika helfen: Vorsichtig schichtete ich sie in ein hochrandiges Blech, Yiayia goss noch eine ordentliche Portion grünes Olivenöl darüber, und dann ging es zum Bäcker. In den meisten Haushalten gab es damals keine Öfen, und so ließen die Hausfrauen ihre Gerichte gegen ein kleines Entgelt in den Bäckereien der Nachbarschaft backen.

Yiayia trug das Blech, ich stemmte unsere schwere Eingangstür für sie auf. Die Tür schlug zu, und wir standen einen Moment benommen in der glühenden Hitze, die wie ein kleiner Schock nach der relativen Kühle des Hauses wirkte. Und dann ging es voran, allerdings nur in winzigen Schritttchen – Yiayia hatte es in den Beinen.

Wir liefen mitten auf der Straße, wie alle: Der Bürgersteig war kaum einen Meter breit, deshalb wurde er von den Passanten ignoriert; Autos und Mopeds mussten um Yiayia und mich und die anderen Fußgänger herumfahren. Nur manchmal, wenn einer gar nicht vom Gaspedal heruntergehen wollte, wichen wir zur Seite. Zum Glück war der Verkehr in den Nebenstraßen dieser Gegend ohnehin nicht so stark, nur die Mopedfahrer stellten durchaus ein Risiko dar. Deswegen wurden sie von den Fußgängern auch regelmäßig beschimpft:

»Habt ihr den Verrückten gesehen!«, riefen sie. »Will er uns umbringen?!« Meist waren es die Alten, die so zeterten, weil sie nicht so fix fortspringen konnten. Und meist waren die rasenden Mopedfahrer jung und scherten sich nicht drum, sondern hupten nur wütend. Ich klammerte mich immer an Yiayia und hoffte, dadurch geschützt zu sein, denn Yiayia konnte die Mopeds zwar nicht sehen, aber immerhin hören, um rechtzeitig auszuweichen.

Beim Bäcker standen die Hausfrauen bereits Schlange, viele trugen sogar noch ihre Schürzen über dem Kleid. »*Kyria Efstratia*, was haben Sie heute gekocht?«, empfingen uns die anderen, die meine Oma stets siezten – alte Leute wurden mit besonderem Respekt behandelt, und die Yiayia sowieso. Da lüpfte Yiayia immer die Geschirrtücher, mit denen sie ihr Gericht gegen den Straßenstaub geschützt hatte, und begutachtete ihrerseits die Gerichte der Nachbarinnen.

Dann trippelten wir weiter, zum Bauernmarkt, der zweimal wöchentlich auf dem Platz vor der Kirche abgehalten wurde. Den besuchte Yiayia regelmäßig, weil die Preise dort besonders niedrig waren. Nach all den Jahrzehnten im Viertel fand sie den Weg dorthin, und das ist wörtlich gemeint, auch blind: »Man muss sich zu helfen wissen«, erklärte Yiayia, die sich immer irgendwie zu helfen wusste. »Ich zähle einfach die Kreuzungen, bevor ich rechts abbiegen muss, und dann zähle ich weiter bis zum Platz.« Denn ob rechts von ihr Häuserzeilen das Licht verdeckten, oder sich eine Straßenkreuzung auftat – dies konnte Yiayia noch unterscheiden. Mit mir als ihrer Helferin aber kam sie besonders gut voran, und so konnte ich sie direkt zu dem Stand mit den Tomaten führen. Dort fand eine kleine Vorführung statt, die sich an jedem weiteren Stand wiederholte:

»Ist die Ware überhaupt frisch?«, fragte Yiayia erst einmal, was der Händler mit gespielter Kränkung erwiderte: »Meine

Dame! Das ist nicht Ihr Ernst! Heute früh hingen diese Tomaten noch am Strauch, riechen Sie nur daran. Und fühlen Sie, wie hart sie sind. Nicht eine weiche ist dabei. Wie Blumen sind unsere Tomaten!«

»Hart, ja, aber wohl etwas zu hart. Die sind ja noch gar nicht richtig ausgereift!«, antwortete Yiayia. »Was will ich mit grünen Tomaten?!«

»Voll ausgereift, meine Dame. Wenn Sie wollen, schneide ich eine auf. Und nur dreißig Drachmen das Kilo, ein Sonderpreis, denn ich sehe: Sie wissen eine gute Tomate zu schätzen!«

»Dreißig Drachmen für ein Kilo Tomaten? Nein, komm, *Stelitza*, führ mich weiter, da hinten gibt es sicher noch mehr Tomaten ...«

»Nein, nein, meine Dame, für Sie heute achtundzwanzig Drachmen, für unsere besten Tomaten, jede wie gemalt.«

»Für fünfundzwanzig nehme ich sie, pack mir drei Kilo ein, aber von denen ganz vorne«, und Yiayia zeigte auf die besonders prächtigen Exemplare, die immer zur Kundenseite hin gestapelt waren.

»Aber unsere Tomaten sind alle hervorragend, nicht nur die ganz vorne. Alles Spitzenqualität!«

»Trotzdem, ich möchte die von ganz vorne. Und noch vier Gurken, aber nicht diese mickrigen wie beim letzten Mal. Hast du keine ordentlichen Gurken?«

So ging es dann weiter, über den ganzen Markt, bis wir schließlich schwer beladen zu Hause eintrafen, wo Yiayia beim Auspacken der Tomaten nicht selten fluchte: »Hat er mir doch eine faule untergejubelt, der Betrüger!«

Das Blech mit den gefüllten Paprika brachte der Pappous mit nach Hause, wenn er zum Mittagessen erschien. Da waren sie nur noch lauwarm, hatten also genau die Temperatur, bei der sich – wie beim *Moussaka* und dem *Pastitio* und all den

anderen griechischen Ofengerichten – der perfekte Geschmack entfaltet (das wussten nur die ausländischen Touristen nicht, die sich unablässig über die nur lauwarme griechische Kost beschwerten – und dies auch heute noch tun).

Mama und Papa verbrachten die Vormittage oft beim Bum-meln in Athen, zum Mittagessen – das war nie vor vierzehn Uhr – fanden sich dann aber alle wieder ein, und schließlich legte sich die ganze Familie zum Mittagsschlaf ins Bett. Auch der Pappous, denn die Geschäfte waren damals erst am späten Nachmittag wieder geöffnet.

Nur ich konnte nie einschlafen, und ich hatte auch gar keine Lust dazu; darum schlich ich mich, sobald es im Haus ruhig war, in die *avli*, zu den Katzen.

Nach dem Mittagessen war der Hof voll von ihnen. Sie hatten sich die Bäuche mit den Essensresten vollgeschlagen, die Pappous ihnen in alten Blechschüsseln servierte, und hielten ebenfalls Siesta. Einige waren scheu und suchten das Weite, wenn ich mich näherte, außerdem gab es noch die Kämpfertypen, große Kater mit eingerissenen Ohren und vernarbten Nasen, die mich von ihren Schlafplätzen auf der Mauer aus taxierten – jederzeit bereit, mir ihre Krallen entgegenzustrecken.

Aber oft kamen auch ganz zutrauliche, manchmal sogar junge Kätzchen, die sich streicheln und hochnehmen ließen. Die schleppte ich dann in die Halle, wo sie an den bestickten Vorhängen vor der Hoftüre hochkletterten. Yiayia durfte das nicht sehen, sie fand, Katzen seien Krankheitsüberträger und gehörten keinesfalls ins Haus. Aber Yiayia schlief ja jetzt.

Ab dem Nachmittag kam Besuch, Großtanten, Nachbarinnen, entfernte Onkel, Cousinen und Cousins zweiten Grades, alte Schulfreundinnen von Mama – alle machten mindestens einmal ihren Antrittsbesuch, um uns zu sehen. Ich servierte ihnen mit Yiayia Limonade und *Gliko* – eingemachte Sauerkirschen, die wie besonders süße Marmelade schmeckten und

in kleinen Glasschälchen gereicht wurden. Und ich hörte mir Komplimente an, die klangen so: »Was bist du für ein hübsches Mädchen geworden, *ftuftuftu**.« Oder: »Mein Gott, bist du groß geworden, *ftuftuftu*.« Das »*Ftuftuftu*« war ein Spuckgeräusch – Komplimenten wird nämlich stets ein kleines Ritual hinterhergeschickt: eine angedeutete Bespuckung – die soll den bösen Blick ablenken. Älteren Besucherinnen entwichen dabei meist Spucketröpfchen, und ich lernte unauffällig zurückzuweichen, wenn eine alte Tante mich lobte.

Abends erschien dann meist der harte Kern der Verwandtschaft, Onkel Michalis und Tante Matina, Onkel Giorgos und Tante Meri – ganz wie am Ankunftsabend. Während die Frauen Yiayia mit dem Essen halfen, saßen die Herren rauchend in der Halle und diskutierten. Papa konnte nur wenige Brocken Griechisch, dafür aber Englisch. Die Onkel dagegen sprachen weder Deutsch noch Englisch, dafür Französisch. Irgendwie schafften sie es dennoch, sich zu verständigen: »Autos in Hellas nix gutt«, begann etwa Onkel Michalis. »*Poli tax!*« – was soviel wie »hohe Steuern« bedeuten sollte (damals wurde beim Kauf eines Wagens vom Staat eine Luxussteuer einbehalten, die sich am Kaufpreis des Wagens orientierte – deswegen konnten die meisten sich nur Gebrauchtfahrzeuge leisten).

»*Poso kani tax*, was kostet Steuer?«, stammelte Papa dann, und schließlich klapperten sie mit Händen und Füßen ruderd alle aktuellen Themen ab, und nur selten wurde nach mir gerufen, damit ich übersetzte.

Pappous, der nach Ladenschluss dazustieß, beteiligte sich meist nicht an dem Palaver (außer, es ging um die Türkenkriege). Er versuchte stattdessen, Feigen an den Mann zu bringen: Sein Feigenbaum im Hof trug besonders süße, große und vor allem viele Früchte, trotzdem – oder gerade deshalb – mochte kei-

* Sämtliche Laute werden im Glossar erklärt.

ner sie mehr essen. Die Feigen hingen der ganzen Familie zum Hals heraus. Wenn Pappous mit seinem Feigentablett auftauchte, liefen wir Kinder davon, und seine Söhne stöhnten: »Vater, lass uns doch bitte mit deinen Feigen in Ruhe!« Nur Tante Meri wusste die Früchte zu schätzen, schon beim Betreten des Hauses rief sie: »Baba, haben Sie nicht ein paar köstliche Feigen für mich?« Sie siezte die Schwiegereltern nämlich, dies war bei besonders feinen Athenern so üblich.

Pappous lächelte dann (das tat er selten) und bot an, die Früchte für sie zu schälen und ihr eine große Tüte davon einzupacken, und es war kaum zu übersehen, dass er die elegante und wohlgezogene Schwiegertochter besonders mochte.

War einmal kein Besuch angemeldet, führte Pappous meinen Bruder und mich aus: Zualererst ging es zum Spielplatz, der *paidiki chara* – das heißt: Kinderfreude. Besonders viel Freude hatten wir dort allerdings nicht: Die griechischen Erwachsenen taten immer alles, um einem jeden Spaß zu verderben. Kletterte man auf ein Gerüst, so hieß es gleich: »Nicht so hoch!« Schubste man das Karussell an, musste man sich zügeln, damit einem nicht schlecht würde. Als besonders verboten galt es aber zu rennen. Rennen war etwas, was Kindern in Griechenland nirgends gestattet war. Überall in Piräus und Athen hörte man die Mütter oder Großmütter ihren Lieblingssatz: *Min trechis*, renn nicht!, ausrufen, und wer sich widersetzte, der bekam schnell ein paar Ohrfeigen.

An den griechischen Spielplätzen war das Rennen tatsächlich riskant, denn statt mit Sand waren diese mit grobem Kies bedeckt, der sich bei einem Sturz schmerzhaft in die Knie bohrte – wahrscheinlich, um den griechischen Kindern das Rennen auszutreiben, dachte ich.

Was mir zusätzlich den Spaß verdarb, war, dass wir auch auf dem Spielplatz essen mussten. Griechische Kinder nämlich wurden nur mit *psomi ke tiri* in der Hand zum Spielen

geschickt, deswegen gab die Yiayia auch uns eine dicke Scheibe Weißbrot und ein ordentliches Stück *kefalotiri* – harten Schnittkäse – mit (ich verbuddelte die Reste, die ich nicht mehr schaffte, unauffällig im Kies).

Ein wenig waren wir immer die Sensation auf dem Spielplatz – die erste Frage, die mir von den anderen Kindern gestellt wurde, war: »Wo kommst du her?« Dabei sprach ich akzentfrei Griechisch, die Verwandten hatten mir das immer bestätigt.

Wahrscheinlich war es einfach so, dass ich nie so sauber und ordentlich aussah wie die griechischen Mädchen, die mehrfach am Tag gewaschen und umgezogen wurden und deren Zöpfe auch am Abend noch aussahen wie frisch geflochten. Unsere Eltern dagegen waren der modern-deutschen Auffassung, Kinder dürften sich ruhig schmutzig machen und ausgelassen toben, deshalb waren meine Kleider um diese Tageszeit zerdrückt und zerknittert, und meine Zöpfe lösten sich in wirre Locken auf.

Einmal fragte mich eines der adretten Mädchen auf der *paidiki chara*, ob ich denn ein Waisenkind sei, was ich empört verneinte. »Aber hast du denn gar keine Mutter, die dich frisiert?!«, fragte das Mädchen. Da schämte ich mich ein wenig dafür, dass meine Mama nicht mehr so richtig griechisch war.

Wurde es dunkel, ging es ins Freiluftkino, davon gab es in jedem Wohnviertel mindestens eines. Die Freiluftkinos bestanden aus einer großen weißen Mauer, vor der – auf dem gleichen spitzen Kies wie auf den Spielplätzen – Plastikstühle aufgereiht standen, von denen mindestens die ersten zehn Reihen von Kindern besetzt waren. Die knabberten den ganzen Film über *pasatebos* oder *sporia* – Kürbiskerne oder Sonnenblumenkerne – und warfen die Schalen in den Kies, der mehr davon aufwies, als Steinchen enthalten waren.

Die hinteren Reihen waren von Großmüttern und Großvätern besetzt, die ihre Enkel mit Knabbernachschub von einem

Stand versorgten, der sich am hinteren Ende des Kinos neben dem Projektor befand.

Rückblickend kommt es mir vor, als hätte in jedem Film, den wir damals sahen, Aliki Vougiouklaki mitgespielt – sie war damals wohl die beliebteste Schauspielerin des Landes. Aliki war sozusagen die brave griechische Schwester von Brigitte Bardot. Sie hatte tiefschwarze Augen und hellblondes, auftoupiertes Haar und ihr Liebesleben wurde von unablässigen Missverständnissen verwirrt, die sich immer erst im letzten Moment zu einem Happy End aufklärten und in einer Traumhochzeit mündeten. Die Kinder vorne verstanden von den Verwicklungen wohl meist nicht alles, verfolgten das Spiel aber gebannt; von den Großeltern auf den hinteren Rängen war immer wieder lautes Schniefen zu hören. Nur Pappous blieb zur Rührung kaum Zeit, denn er musste meinen Bruder zur Toilette führen – mindestens alle zehn Minuten lief er zum Opa, der dann stöhnte: »Schon wieder?!«

Irgendwann stellte sich heraus, dass mein kleiner Bruder bei Filmen im Fernsehen immer dachte, es lebten Zwerge in der Flimmerkiste. Im Freiluftkino, so schlussfolgerte er, müssten es also Riesen sein, die hinter der Projektionsfläche hausten. Und die wollte er unbedingt einmal aus der Nähe sehen. Da traf es sich gut, dass das Klo in einem Kabuff an der rückwärtigen Seite der Projektionsmauer untergebracht war. Doch da war nie jemand, so oft er mit dem Pappous auch hinter die Mauer marschierte. Nach einigen Kinobesuchen war mein Bruder schließlich fast ein wenig verzweifelt: »Immer gehe ich mit Pappous aufs Klo, aber nie sind die vom Film da. Wo sind die denn nur?« Und so klärte sich die Sache auf.

Das Strandbad Paraskevas mit seinen rot-weiß gestreiften Sonnenschirmen, Umkleidekabinen und Liegestühlen war eröffnet worden, als der Stadtteil Castella noch zum Stadtrand

von Piräus gehörte und im nahen Hafen noch nicht derart viele Schiffe verkehrten. Zur Zeit unserer Kindheit allerdings wurde es bereits von einer Betonlandschaft umrahmt, und das Wasser war so schmutzig, dass die akute Gefahr bestand, sich beim Schwimmen einen Hautausschlag zu holen – sagte zumindest Papa und wollte lieber gar nicht baden als dort. »Ach was, alle baden da«, erwiderte Mama dann immer. »Davon ist noch keiner krank geworden!« Dann packte sie die Badetasche und bestieg mit uns Kindern den Trolleybus, der praktischerweise direkt von der Drapezona vor die Tür von Paraskevas in Castella fuhr.

Mama liebte Paraskevas, und dass »alle« dort baden gingen, war mit ein Grund dafür – im Gegensatz zu Papa, der einsame Strände vorzog, fühlte sie sich im Trubel wohl.

Bei Paraskevas gab es immer unzählige griechische Kinder und Mütter, außerdem sehr viele alte Damen, einige Machos in engen Badehosen, zwei bis drei Geistesgestörte und null Touristen.

Bei den Müttern mit Kindern handelte es sich um Familien, die es in diesem Jahr noch nicht in den Urlaub an einen richtigen Strand geschafft hatten – oder die sich einen solchen Urlaub nicht leisten konnten. Die alten Damen arbeiteten die üblichen vierzig Meeresbäder ab, die griechische Ärzte ihnen pro Sommer zur Gesundheitspflege verordneten. Dazu dümpelten sie unter ihren Strohhütten im Wasser herum und taten so, als könnten sie tatsächlich schwimmen. Die Machos versuchten die jungen Mütter durch einen sportlichen Schwimmstil zu beeindrucken und brachten das Meer zum Schäumen (mein Bruder und ich lachten über sie, denn sie kraulten mit dem Kopf über Wasser). Und die armen Geistesgestörten rannten den Strand auf und ab und gaben gutturale Laute von sich, weil sie nicht recht wussten, wo sie sonst hin sollten – das Gesundheitssystem im Griechenland jener Jahre bot kaum

annehmbare Betreuungsplätze für geistig Behinderte, und so verbrachten manche den Tag eben am Strand, wo es frischer und angenehmer war als im Stadtzentrum. Die Touristen fehlten, weil nur Griechen sich an einem Ort wie Paraskevas erholen können.

»Ahhh, herrlich«, seufzte Mama immer, wenn sie sich auf ihrer Liege in der prallen Sonne ausstreckte (anders als ihre Landsleute, die sich stets im Schatten der Schirme aufhielten, schätzte Mama Sonnenbäder – wieder ein Punkt, an dem sie eingedeutscht war). Dann schlief sie umgehend ein, trotz der Geräuschkulisse.

Den größten Lärm verursachten dabei nicht die kreisenden Kinder im Wasser, sondern ihre Mütter am Strand, die ihre Schützlinge mit gellenden Stimmen aus dem Wasser befahlen, sobald diese sich länger als zehn Minuten darin aufhielten – sie fürchteten, sie könnten sich verkühlen: »*Adoniiiiii! Exo, yati tha se diro*, Adonis, raus, sonst verhaue ich dich!« Oder: »*Eleniiiiii! Exo, tha fas xil*, Eleni, raus, du kriegst Prügel!«

Adonis, Eleni und die anderen ignorierten ihre Mütter allerdings geflissentlich – und steckten die Ohrfeigen schließlich relativ klaglos ein. Sie waren das wohl schon gewohnt.

Die nächsten Ohrfeigen kassierten sie, weil sie die nassen Badesachen nicht gleich wechseln wollten. Dann klatschte es, wenn einer den mitgebrachten Imbiss – *psomi ke tiri* – verweigerte, das Eis verkleckerte oder zu langsam aus der Sonne ging.

»Jannis neben uns hat schon vier Ohrfeigen bekommen«, sagte mein Bruder.

»Das Mädchen mit dem roten Badeanzug dort vorne aber schon fünf«, prahlte ich. »Und wenn sie nicht gleich aus der Sonne geht, kriegst sie die sechste.«

»Pah«, machte mein Bruder, »mein Jannis hat gerade links und rechts eine bekommen, weil er mit Sand geschmissen hat. Ätsch, das zählt doppelt.«

»Na und, die Rote spielt immer noch in der Sonne. Jetzt dauert es nicht mehr lange ... da, Nummer sechs! Jetzt haben wir Gleichstand!«

Und dann sprangen wir ins Wasser und planschten eine Ewigkeit, denn das Wasser war zwar trüb, aber so warm wie bei uns zu Hause in Deutschland nur in der Badewanne.

Onkel Michalis und Tante Matina, die Ärzte, die beide Anhänger einer modernen Pädagogik waren, schlugen ihre Kinder allerdings nie – sie schimpften noch nicht einmal mit ihnen, wenn sie etwas anstellten, denn Tante Matina behauptete, Autorität hemme die Persönlichkeitsentwicklung eines Kindes. Folglich entwickelten Alexis und Anna eine Menge Persönlichkeit – sie waren schlicht nicht zu bändigen. Einmal biss der kleine Alexis meinen Bruder in den Kopf, einfach so, und freute sich an seinem lauten Weinen. Tante Matina verlor darüber kein einziges Wort. Auch Mama kommentierte den Biss nicht, doch schleuderte sie giftige Blicke gegen ihre Schwägerin.

Ansonsten verstanden sich meine Eltern mit Michalis und Matina aber prächtig, und deshalb unternahmen wir besonders oft gemeinsam etwas, was auch mich freute, weil ich dann mit Anna zusammenkam. Anna lag altersmäßig genau zwischen meinem Bruder und mir, an sich hätten wir also auch zu dritt spielen können. Doch herrschte zwischen den beiden tiefe Feindschaft – sie waren wohl beide zu temperamentvoll, um sich miteinander zu vertragen.

Begründet wurde die Feindschaft in einem Fischlokal in Piräus, das wir eines Abends mit unseren Eltern besuchten. Die Erwachsenen hatten Venusmuscheln bestellt, und schließlich lagen die hübschen, ausgegessenen Schalen in den Tellern vor uns, da sagte Anna: »Die nehme ich alle mit nach Hause!«

»Nein«, erwiderte mein Bruder im Ton einer Kampfansage: »Ich will die Muscheln!« Prompt gingen sie wie Furien auf-

einander los und prügelten sich ineinander verkeilt auf dem Restaurantboden.

Onkel Michalis gelang es schließlich, die Streithähne voneinander zu trennen. Dann erbat er sich vom Kellner zwei Tütchen, in die er die Muscheln gerecht aufteilte. Mein Bruder ließ sein Tütchen gleich im Restaurant liegen. Anna aber vergaß ihres auf der Hutablage von Onkel Michalis' Wagen, der ab dem folgenden Morgen von der Sonne beschienen wurde und noch viele Wochen nach Muscheln stank.

Wenn Anna von Matina oder Matinas Schwester Youla in Yiayias Haus gebracht wurde, damit wir spielen konnten, ignorierten sie und mein Bruder einander fortan – oder er suchte das Weite und begleitete meinen Vater zu unserem Grundstück.

Das Grundstück lag außerhalb von Athen in der Nähe eines Strandes, der den Ansprüchen meines Vaters eher genügte, denn hier war das Meer sauber. Nach dem Bad begaben Papa und mein Bruder sich auf den kleinen Acker am Berg, den meine Mutter irgendwann erworben hatte, und gossen die Olivenbäume. Einmal kam mein Bruder ganz aufgeregt zurück: »Ich muss dir etwas zeigen.«

In einer alten Zigarrenkiste hatte er ein paar *chrisomiges*, golden glänzende Käfer, gesammelt, die er als Haustiere halten und sogar mit nach Deutschland nehmen wollte. Die Käfer waren putzig anzusehen, und ich fand, es sei Tierquälerei, sie in die enge Zigarrenkiste zu sperren. Doch mein Bruder sagte, sie sollten nur nachts darin schlafen. Tagsüber dürften sie raus.

An diesem Abend hämmerte er besonders lang in seiner Handwerkerecke in der *avli* herum, denn er baute einen Parcours für die *chrisomiges*.

Ich erwachte mitten in der Nacht von einem brummenden Geräusch direkt an meinem Ohr. Ich richtete mich abrupt

auf und schlug den Verursacher hektisch fort: eine *katzarida*! Mein schlimmster Alptraum war wahr geworden!

Ich sah sie noch quer über mein Kissen krabbeln, dann verschwand sie unter dem Bett, auf dem ich wie versteinert im Sitzen verharrte – voller Panik, die Kakerlake könnte auf die Idee kommen, erneut in mein Bett zu klettern. Erst, als es hell war, wagte ich es, mich wieder hinzulegen und weiterzuschlafen.

Am Morgen stellte sich heraus, dass es den Käfern meines Bruders nachts gelungen war, aus der Zigarrenkiste auszubrechen. Und so wurde klar, dass das Krabbeltier in meinem Bett wohl gar keine abstoßende *katzarida*, sondern nur ein niedlicher Käfer gewesen war. Umsonst war ich die halbe Nacht wach gelegen und hatte mich geekelt.

Da schnappte ich mir meinen Bruder und verabreichte ihm eine ausgiebige Portion Brennesseln – so, wie ich es von Cousin Stelios gelernt hatte. »Für die *chrisomiges*«, sagte ich. »Und komm bloß nicht auf die Idee, jemals wieder welche mitzubringen!«



Badeurlaub mit viel »kefi«

Seit den Vierzigerjahren verbrachten die Großeltern ihre Sommerferien in Methana, einem Kurort mit Strandanbindung auf dem Peloponnes. Yiayia besuchte dort früher die Kuranlage und absolvierte Schwefelbäder. Irgendwann vertrug sie die Schwefelbäder nicht mehr. Dennoch fuhr sie mit Pappous weiterhin jedes Jahr nach Methana. Wir kamen mit.

Methana wurde von Tragflächenbooten, den »Flying Dolphins«, angefahren. Sie legten die Strecke bequem in guten zwei Stunden zurück. Außerdem gab es schwerfällige, rostige alte Autofähren, die doppelt so lange brauchten. Wir nahmen die Fähre – Papa wollte unbedingt den Wagen dabei haben, um darin sein Motorschlauchboot zu transportieren, das den Winter über bei Pappous in einer Kammer im Hof verstaut gewesen war.

Während Papa sich mit unserem Opel in die Schlange der Kleinlaster, Mopeds und Familienkutschen und ihrer Fahrer einreichte, die sich gegenseitig beschimpften und ohrenbetäubend hupten, warteten wir am Kai in der grellen Morgensonne nervös auf den Pappous. Er machte sich immer kurz vor Abfahrt aus dem Staub – angeblich, um *Koulouria*, Sesamkringel, für uns Kinder zu besorgen. In Wirklichkeit wollte er wohl so wenig Zeit wie möglich in der Nähe des Schiffes verbringen. Schon der Anblick der sich an den Tauen sanft wiegenden Fähre verursachte ihm Seekrankheit.

Endlich, kurz vor dem Ablegen, tauchte Pappous wieder auf, und wir hetzten an Bord. Dabei mussten Mama und Pappous

geäußert zu haben. Die deutschen Mädchen waren jedenfalls eher nach seinem Geschmack.

Einmal – da lebten wir schon länger nicht mehr zu Hause – waren mein Bruder und ich in einer Kneipe in Schwabing verabredet. Es war allerdings so voll, dass ich ihn eine Zeitlang im Gewühl nicht finden konnte. Schließlich machte ich einen seiner Freunde ausfindig.

»Der Grieche?«, sagte der auf meine Frage nach meinem Bruder. »Der ist da hinten.«

Der Grieche?!?

Ich fand ihn schließlich an der hinteren Bar des Lokals, umringt von drei groß gewachsenen Blondinen, wie er eine griechische Heldengeschichte von sich gab: Es war die alte Saga von dem Oktopusjäger, der einsam am Strand haust, umgeben nur von Sonne, Meer, Einsamkeit und einem *psarotoufeko*. In die griechischen Wörter, die er wie zufällig einstreute, legte er echten Schmalz, *occchtapodi*, Tintenfisch, oder *thaaaalassa*, Meer. Man hätte wirklich glauben können, er käme aus Hellas, und nicht aus dem Münchener Osten, und die Blondinen staunten ihn an, als wären sie rasend gern mal bei der Oktopusjagd dabei: ganz allein an einem einsamen Strand mit meinem Bruder, dem Griechen.



Erinnerung an Anis und Zimt

Der kamaki, der sich ungebeten an meinen Tisch setzt, ist sehr glutäugig und jung, und einen Moment fühle ich mich ein bisschen geschmeichelt. Natürlich lasse ich mir nichts anmerken und versuche, hochnäsiger in eine andere Richtung zu blicken und sein Süßholzraspeln zu ignorieren. Ganz gelingt es nicht, und so registriere ich bald, dass der Schönling nicht »*matia mou*, mein Augenlicht« oder »*ela, na se keraso*, komm, ich lade dich ein« raunt, sondern »Harry Potter«. Wie bitte?

Jetzt erst bemerke ich, dass sein Teint etwas zu dunkel wirkt, um griechisch zu sein. Und dass er einen Fächer raubkopierter DVDs hochhält. Als ich loslache, ist das aber auch wieder ganz falsch, denn nun bleibt er einfach sitzen und wedelt weiter mit den DVDs.

Das Café ist eine Art Coffeeshop, statt eines Frappé oder *Ellinikos*, griechischer Mokka, steht ein Latte Macchiato vor mir, die Wassergläser auf dem Tisch sind von Ikea und die Tüten der Frauen, die vorbeiflanieren, tragen das Logo der spanischen Modekette Zara. Und alle jungen Leute auf den Straßen sehen aus wie überall: Die Jungs tragen Hosen, die fast über den Po rutschen, die Mädchen so extrem gescheiteltes Haar, dass nur ein Auge frei bleibt.

Das Klo ist wie mittlerweile alle Athener Waschräume: schicker und sauberer als selbst noch der Rest des Lokals. Dieses hier wird so intensiv mit synthetischer Meeresbrise beduftet, dass mir beim Rausgehen schwindelig wird und ich plötzlich kein Griechisch mehr verstehe. Doch das liegt daran, dass

die Frauen, die hinter dem Tresen Snacks zubereiten, gar kein Griechisch miteinander sprechen. Sondern Albanisch. Oder ist es Bulgarisch?

Draußen stoße ich fast mit einer jungen Mutter zusammen, die den Buggy vor sich abrupt anhält: »*Tha ta fas epitelous, ta patatakia sou?*«, fährt sie ihre Tochter an, die eine halbleere Chipstüte umklammert hält: »Isst du sie endlich, deine Kartoffelchips?« Die Zeiten von *psomi ke tiri* sind offenbar vorbei.

Es ist viel Zeit vergangen seit meinem letzten Athenbesuch. Zehn Jahre? Nein, es ist sogar noch länger her. Mittlerweile habe ich selbst eine Familie. Griechisch sprechen meine beiden Kinder leider nicht, das habe ich irgendwie nicht hinbekommen. Doch mein Mann und meine beiden Kinder lieben Griechenland – sogar das Essen. Gemeinsam haben wir so einige griechische Urlaubsinseln besucht. Wir haben dabei einen regelrechten Ehrgeiz entwickelt, die idyllischsten – und verschlafensten – davon zu entdecken. Es sind verträumte Plätze ohne Internetzugang, wo sich nur vergleichsweise wenige Touristen tummeln und alles noch fast so ist, wie es in meiner Kindheit war. Das moderne Athen aber ist mir fremd: In der total europäisierten, global gleichgemachten Stadt mit all den Fast-Food-Ketten und Vodafone-Logos erkenne ich »mein« altes Athen fast nicht wieder. Zumindest nicht auf Anhieb.

»*Karrrrpousiaaaaa!!!*«, kreischt da eine ohrenbetäubende Stimme durch die ohnehin lauten Straßen des alten Marktes in Piräus, zu dem ich mittlerweile geschlendert bin. Als würde ihr heiserer Besitzer mit heißen Eisen gemartert: »*Karrrrpousia, me to macheri, ollllaaaa!!!!!!*« Ein entsetzliches Klagen. In meinen Ohren aber ein wunderbarer Gruß aus alten Zeiten: Es handelt sich um einen Händler, der seine Waren anpreist, mit dem gleichen Geschrei und aus einem ebenso alten, übersteuerten Mikro, mit dem er und seine Kollegen das bereits zur

Zeit meiner Kindheit taten, wenn sie mit ihren Kleinlastern voller *Karpusia* – Wassermelonen – durch die Straßen fuhren. (*Me to macheri ola* heißt übrigens: alle mit dem Messer. Das bedeutet aber nicht, dass die Kunden beim Kauf einer Melone ein Messer dazubekommen, sondern lediglich, dass der Händler bereit ist, jedwede Melone anzuschneiden, damit man sehen kann, wie ausgereift sie ist.)

Mir rückt der Melonenverkäuferschrei endlich den Blick gerade, der von all den Coffeeshops und internationalen Logos getrübt war, und plötzlich kann ich das typisch Griechische wiedererkennen und sehen, dass es noch existiert – und nun von neuen Details erweitert wird:

Auf der Straße zwischen dem Fährhafen und dem Bahnhof geht wieder mal gar nichts, der Verkehr zieht sich so zäh hin wie Sirup – das war früher schon meistens so. Immer noch streiten und drängeln und schreien auf dem Bürgersteig entnervte Städter im Konkurrenzkampf um eines der Taxis, deren Fahrer ihrerseits aus den Wagen heraus keifen und sich weigern, Fahrgäste, die kein lohnendes Ziel angeben, überhaupt einsteigen zu lassen. Aber nun gibt es sogar eine hochmoderne Fußgängerbrücke über dieses Krisengebiet – mit Rolltreppen. Dafür stehen hundert Meter weiter nach wie vor ein paar der schmutzigen Häuserruinen, die seit mindestens vierzig Jahren so baufällig wirken, als würden sie jede Sekunde einstürzen.

Die Mopedfahrer, die sich mit waghalsigen Manövern durchschlängeln, hupen nach wie vor häufiger als anderswo – nur sitzen heute viel öfter als früher hübsche, sehr schlanke Frauen am Steuer (mein Bruder hätte gegen die modernen Griechinnen kaum noch etwas einzuwenden), und offenbar halten neuerdings alle sich an die Helmpflicht, irgendwie: Nicht, dass sie die unbequemen Teile bei der Hitze etwa auf dem Kopf tragen würden, aber sie haben sie immerhin am Arm hängen wie

ein Accessoire, das zu einem Verkehrsteilnehmer gehört wie die obligatorisch brennende Zigarette, die in der Hand fast jedes Fahrers glimmt (Anti-Qualm-Kampagnen scheinen hier keinen so durchschlagenden Erfolg zu haben – am Flughafen und in den schockgefrosteten Banken (*Erkondission!*), patrouillieren sogar das Sicherheitspersonal und die Polizei lässig paffend neben den Rauchverbotsschildern). Und überall – sogar in der Kirche – läutet das *kinito*, das Handy. Falsch: Es trötet, singt, bimmelt wie Kirchenglocken, tutet wie ein Martinshorn, quietscht, hupt, piept und kreischt in den lautesten nur vorstellbaren Einstellungen.

Der (griechischstämmige) US-Schriftsteller David Sedaris hat in einem Interview der *Süddeutschen Zeitung* einmal beklagt, dass er besonders ungern in Griechenland aus seinen Büchern liest, denn die Zuhörer schalten dort ihre Handys nicht nur nicht aus – sie gehen sogar bei Anrufen ran und beginnen zu palavern, während der arme Autor bald sein eigenes Wort nicht mehr versteht.

»*Ti egine*, was war los?«, meldet sich Onkel Michalis etwas ungehalten auf meinem Handy. »Ich habe dich schon vor zwei Minuten einmal angerufen!«

»Oh, entschuldige, Onkel, aber ich habe einfach das Klingeln überhört ...«

»Warum stellst du es denn nicht lauter?!? Man hat doch kein Handy, um es NICHT zu hören!«

Auf einem Handy in meiner Umgebung bekomme ich später den Sommerhit des vergangenen Jahres vorgespielt, es ist ein griechischer Rap. Er trägt den Titel *Greek Lover*, und der Refrain geht so: »Yes, hello, I'm a Greek lover and I love you so«. (Oder besser gesagt: »Yes, chällo, I'm a Greek lowär and I low you so«.) Von derselben Gruppe, »Imiskoumpria«, gibt es außerdem ein lustiges Video zu einem weiteren Song namens »*O kyris to spitiou*« (der Herr des Hauses), da geht es

um einen typisch griechischen Patriarchen, der sich von der Ehefrau bedienen lässt und die Tochter verprügelt, weil sie es wagt, erst in den Morgenstunden zu Hause zu erscheinen. Um dann dem Sohn, der noch später heimkehrt, auf die Schulter zu klopfen und ihm zu seinen Eroberungen zu gratulieren.

Also gibt's auch die negativen Seiten des »alten« Griechenland noch – wenn auch vielleicht nur als gerappte Anekdote.

Es existieren außerdem nach wie vor typisch griechische Tavernen mit echt griechischem Essen, sogar noch die *Souvla-ki*-Läden an der Touristenmeile »Monastiraki«, wo ich jetzt eigentlich ausschließlich Fast-Food-Ketten vermutet hätte. Das *Kebab* kommt immer noch in einer Größe auf den Tisch, die einen Mitteleuropäer für zwei Tage sättigt, und schmeckt hervorragend. Die Kartoffeln aber nicht – sie riechen, als hätten sie ein paar Runden zu viel in der Fritteuse gedreht. Die halten mich wohl für eine doofe Touristin und glauben, sie können mir alles andrehen?!

»*Garsoni!* Nehmen Sie diese Kartoffeln und bringen Sie mir frische!«, versuche ich mich in bester Athener Arroganz. Der Kellner sagt: »Aaaah, die *Kyria*, Dame, spricht Griechisch!« und eilt.

Die nächsten *Patates* bleiben aber ebenfalls fast unberührt, was ihm beim Bezahlen auch auffällt: »Warum haben Sie die denn nicht gegessen?«

»Sie schmecken nicht«, sage ich. »Das sind ja Tiefkühlpommes!«

»Ja«, gesteht er traurig und nimmt sich einen Moment Zeit: »Ich nenne sie *Plastikes Patates*, Plastikkartoffeln. Früher gab es jemanden in der Küche, der noch echte Kartoffeln geschnitten hat. Das dauert nur ein bisschen länger, doch die Kartoffeln schmecken viel besser. Aber heute muss ja immer alles *tsaka tsaka* gehen!«

Tsaka tsaka, zackig, schnell – den Ausdruck kenne ich noch aus meiner Kindheit, und im heutigen Athen höre ich ihn besonders oft. Klar, Zeit ist Geld, der moderne Alltag bedeutet Stress, und die Erkenntnis, dass sich das Leben in der immer schon hektischen griechischen Hauptstadt noch weiter beschleunigen musste, ist sicher banal – doch wo sonst gibt es dafür so einen charmanten Begriff wie *tsaka tsaka*?

Auch bei Cousine Anna muss heute alles fix gehen. Die *Keftedes* und *Soutsoukakia* und *Gemistes* auf ihrem Tisch kommen deswegen nicht etwa aus ihrer Küche, sondern vom Lieferservice: »Ein Anruf, und schon steht alles auf dem Tisch – *tsaka tsaka!*«, schwärmt Anna, und es schmeckt wie hausgemacht. Denn mieses Essen lassen die Griechen sich kaum an-drehen.

Sie ist immer noch sorgfältig geschminkt, die wilden Locken trägt sie nach wie vor sehr lang – allerdings sind sie nun blond. Und irgendwie wirkt Anna kleiner, als ich sie in Erinnerung hatte. Denn ihre Füße stecken in flachen Sandalen. Ihre Fingernägel sind außerdem kurz und unlackiert, und statt eines figurbetonten Kleides trägt sie leichte, bequeme Hosen: Anna ist nämlich Mutter von Zwillingen. Jungs. Aristides und Michalis gleichen sich wie ein Ei dem anderen und sind wiederum Annas Mann Louis wie aus dem Gesicht geschnitten: der gleiche freche Augenaufschlag, der gleiche geschwungene Mund, sogar der gleiche braune Wirbel im Haar über der linken Braue. »*Ta kotopoulakia mou*, meine Hühnchen«, sagt Anna liebevoll, als sie sich einen Moment lang um sie scharen – bevor sie wieder wie aufgescheuchte Küken von einer Ecke zur anderen flitzen. Und kaum hat man eines an den Tisch geholt, ist bereits das andere davongeflattert, zu dem blinkenden ferngesteuerten Rennwagen im Gang, zu der ausgekippten Autokiste im Wohnzimmer. Dann hat einer den versteckten Ball vom Schrank geholt und bolzt damit durchs Haus,

und Anna schreit: »*Prosochi*, Vorsicht, der Spiegel!« und: »*Prosochi*, die Lampe!« und: »Habe ich euch nicht tausendmal gesagt, dass im Haus nicht Fußball gespielt wird!« Dann rennt sie ebenfalls dem Ball hinterher, während Louis lediglich stolz grinst: Die Fußballleidenschaft haben sie von ihm, dem »Olympiakos Piräus«-Fan.

»Die Zeiten der Stöckelschuhe sind für dich anscheinend vorbei«, sage ich und erinnere Anna an Santorin, und sie lacht und sagt: »Du solltest deine vielleicht auch aussortieren – dann musst du nächstes Mal nicht barfuss ankommen.« Denn genau so war ich vor ihrer Tür gestanden – mit den Schuhen in der Hand und einem triefenden Rocksaum.

Eigentlich hatte ich mich ein bisschen schick gemacht für meine Cousine und das hübscheste Kleid und die schönsten Schuhe aus dem Koffer gezogen – wir hatten uns ja so lange nicht gesehen. So lange, dass ich den Weg zu ihrem Haus in Piräus (es ist das alte Haus ihrer Großeltern) nicht mehr genau wusste. »Gleich bei der Bushaltestelle«, sagte Anna am Telefon. »Du wirst es schon wiedererkennen, wenn du davorstehst.« Tatsächlich befand sich die Station allerdings nicht ganz genau vor dem Haus, sondern hundert Meter weiter – exakt vor der kleinen Steilküste, an deren Ufer uns Tante Youla mit unseren Schwimmringen um den Bauch immer ins Wasser ließ, damals, vor so vielen Jahren.

Die kleine Bucht erstrahlt in goldener Abendsonne, der Weg hinunter über die Felsen, der früher von Unrat übersät war, ist sauber geteert und gepflegt (wie so vieles neuerdings in Piräus und Athen, und nur Griechenland-Neulinge beschwerten sich über die »schmutzige« Großstadt – sie kannten sie ja früher nicht!).

Ich kann nicht anders, ich muss da hinunter; unten baden Menschen. Ein paar Kinder mit Schwimmringen und Schwimmflügeln strampeln Schaum auf, etwas weiter hinten

üben Jugendliche Kopfsprung und Salto ins tiefe Wasser. In sicherer Distanz paddeln zwei alte Damen, die eine mit einem Strohhut auf dem Kopf. »Das ist mein Bad Nummer achtundzwanzig in diesem Sommer!«, ruft sie stolz ihrer Freundin oder Nachbarin zu. »Bravo, bravo«, antwortet diese und rudert weiter hinaus: Es ist, als schrieben wir noch das Jahr 1968, als wären die Kinder mit ihren Schwimmringen Anna und ich und die Dame mit dem Hut Annas alte Yiayia beim Gesundheitsbad. Und gesund ist so ein Bad mittlerweile wohl, obwohl der Hafen nicht weit ist. Jedenfalls gesünder als früher: Das Wasserfeuerwerk in Petrol und Gelb und Karminrot ein paar Kilometer weiter gibt es nicht mehr, ebensowenig wie die Chemiewerke, die früher ihren Dreck ins Meer leiteten – heute achtet man auf Umweltschutz. Ein wenig weiter südlich, etwa ab Voula, besitzt die Stadtküste sogar die »Blaue Flagge« – das Zeichen für höchste Wasserqualität.

Selbst die Stadtluft ist vergleichsweise rein: Das Ungeheuer *nefos* hat einiges von seiner Kraft eingebüßt und hängt nicht mehr täglich als graugelber Dunst über der Stadt. So kann das viel besungene attische Licht erstrahlen, und Athen, die weiße Stadt, verfärbt sich gerade rosafarben.

Als ich nach vorne blicke, entdecke ich unseren alten Meereseinstieg wieder und erkenne Kieselsteinchen im Wasser. So tief war das damals für uns Kinder, dass wir hineingehoben werden mussten – dabei sind es sicher nur fünfzig Zentimeter. Plötzlich kann ich dem Impuls nicht widerstehen, einfach mit den Füßen hineinzugehen.

Ich streife die Schuhe ab, raffe das Kleid, und dann – stehe ich bis zum Po im Meer. »Was hast du denn angestellt!«, ruft Anna aus, als sie mich sieht. »Du solltest doch den Bus nehmen und nicht hierher schwimmen!«

Als endlich alle am Tisch sitzen, kann keiner verstehen, warum die Jungs keinen Appetit haben. Als hätten vor einer Vier-

telstunde nicht alle gesehen, wie Tante Youla, die nun schon die zweite Neffengeneration mit großzieht, die Kinder mit Joghurt gefüttert hat. Im Wortsinn, dabei sind sie schon sechs. Youla ist nun etwas rundlicher als früher und nicht mehr so fix, darum setzt sie die Kleinen dazu vor den Fernseher, der ein Beamer ist. Wenn monstergroße Mickeymäuse die Wohnzimmerwand bevölkern, klappen die Münder der Jungs fast automatisch auf, und nur ein Löffel verfehlt sein Ziel und kleckert auf ein Stofftier, an das die Jungs sich kuscheln: ein Plüschhund im Doggenformat. Bei Anna im Haus scheint alles XXL zu sein: das ganze Familienleben.

Es ist eine typisch griechische Großfamilie – die moderne Variante: Zwar hat Anna »nur« zwei Kinder, aber dafür gibt es umso mehr Erwachsene in der Familie. Denn Youla himmelt Annas Racker so an, dass sie ihre ganze Zeit mit ihnen verbringt. Erst wenn sie schlafen, besteigt sie die Treppe hinunter in ihre eigene Wohnung im Erdgeschoss. Außerdem schaut fast täglich Tante Matina bei den Enkeln vorbei sowie Annas Schwiegermutter. Wenn Anna und Louis abends mal aus dem Haus müssen, finden sich gleich alle drei als Babysitterinnen ein, »eine allein bekommt meine Kinder nicht in den Griff«, sagt Anna. Außerdem ist es lustiger so. Und auch der Pappous – also mein Onkel Michalis – bleibt nicht außen vor: Er ist für die Spaziergänge zuständig. Nach dem Mittagsschlaf (den nach wie vor jedes Kind halten muss – dafür sind sie später bis Mitternacht wach) kommt er vorbei, nimmt jedes Kind an die Hand, und dann geht es zum nächsten *periptero*, wo die Jungs sich je ein Eis aussuchen. Dann zuckeln sie weiter zum *paidiki chara*, Spielplatz – ganz so, wie wir damals mit unserem Pappous.

Das geht natürlich nur, weil Matina, Michalis und Youla längst in Pension sind. Anna dagegen arbeitet als Maschinenbauingenieurin. Überhaupt ist die typische moderne griechi-

»sche Mama berufstätig – wer eine gute Stelle ergattert hat im heutigen Griechenland, der gibt sie nicht so leicht wieder her, auch nicht wegen der Kinder. Von einem Gehalt kann kaum eine Familie existieren, das ist wie bei uns. Oft reichen nicht einmal zwei, deshalb haben so viele Griechen zum Haupt- auch noch einen Nebenjob; darum ist auch der Stress bei allen XXL.

Von der Tagesstätte kommen Annas Jungs stets mit persönlichen Essenlisten nach Hause, darauf steht, was sie gegessen haben und vor allem: wie viel. Da muss ich mir ein Lachen verkneifen. Als wir später noch eine Runde rausgehen, erfahre ich, dass sich bei der Erziehung auch sonst nicht viel verändert hat: »*Min trechete!*«, ruft Anna, kaum dass die Tür ins Schloss fällt. »Wir laufen doch nur zur Ampel«, erwidert der kleine Michalis und gibt Vollgas. »*Min trechete!!!*«, schreit Anna, und: »Kommt sofort zurück!« Ihr Mann läuft los, zu Michalis, Anna und ich hasten hinter Aristides hinterher. Schließlich erwischt Anna ihn am Arm und sagt: »Habe ich nicht tausendmal gesagt: *Min trechete!* Jetzt bleibst du bei uns und gehst ganz langsam mit deiner Tante Stella und mir.«

Da bekommt er plötzlich einen Gesichtsausdruck, der mir vertraut ist: Annas Trotzmine – er ist doch auch ihr ähnlich. Dann wirft er den Kopf zurück, und ich höre ein typisches Schnalzen: »*Tu!*« Und weg ist er.

Ein Woche später stehe ich am Hafen einer dieser kleinen Inseln ohne Internetzugang, auf denen fast alles noch so ist wie früher, und warte auf Onkel Michalis. Es gibt täglich nur eine winzige Fähre von Rhodos hierher, sie fasst etwa hundert Gäste und höchstens zwei Autos, die dann im Mittelteil des Bootes stehen und die Türen der Toiletten blockieren – aber die Überfahrt dauert ja nur eine Stunde.

Zuerst tritt eine kleine Schar Touristen an Land, dann werden Waren für den Supermarkt ausgeladen und große

Mehlsäcke für die einzige Bäckerei im Ort. Endlich erscheint Onkel Michalis, noch ziemlich blass um die Nase – er schlägt nach dem Pappous und reagiert schon auf sanftes Schaukeln mit entsetzlicher Seekrankheit. Als er festen Boden unter den Füßen spürt, fasst er sich und zeigt sein breitestes, frechstes Zahnlückelächeln unter der Tropfensonnenbrille. Da ist auch nach wie vor das lässige Schlenkern in seinem Gang, und am Handgelenk baumelt munter das Herrenhandtäschchen.

»Wie habt ihr denn diesen Steinhaufen entdeckt?«, fragt der Onkel nach der Umarmung und deutet spöttisch auf die karstigen Hügel über dem Ort.

»Aber Onkel – hattest du einen Urwald erwartet? Wir sind doch hier in Griechenland!«

»Schon, aber das ist sicher der trockenste Teil von Griechenland! Drüben auf Rhodos ist doch alles so herrlich grün! Und da zieht es euch ausgerechnet hierher?!«, meint er. »Die meisten Griechen würden hier keine zehn Minuten Urlaub machen!« Die modernen Griechen favorisieren Urlaubsgebiete mit viel Grün – und mit luxuriösen Hotels, in denen sie ihre schicksten Outfits ausführen können, erklärt der Onkel.

»Die meisten Deutschen wahrscheinlich auch. Deswegen finden wir es ja so herrlich hier. Aber jetzt sollten wir uns endlich um ein Zimmer für dich kümmern!« Das hätte ich schon seit Tagen gern für den Onkel in die Hand genommen, denn die Zimmer auf der Insel sind rar – doch mochte er sich nie auf sein genaues Ankunftsdatum festlegen: »Ich komme vielleicht am Dienstag. Vielleicht auch Donnerstag. Jedenfalls sicher vor Sonntag!«

»*Siga, siga*, langsam«, sagt der Onkel jetzt und macht beschwichtigende Handbewegungen. »Nun setzen wir uns erstmal in aller Ruhe hin und trinken was. Wir haben doch Zeit! Wir sind ja im Urlaub!« Also bestellen wir Wasser und Bier in dem *Giros*-Laden neben dem kleinen Reisebüro, und während

ich beobachte, wie einige der anderen Fähr Gäste sich wahrscheinlich gerade die letzten verfügbaren Zimmer schnappen, lässt sich mein Onkel in aller Ruhe von dem jungen Wirtspärchen die Lebensgeschichte erzählen – und alles Wissenswerte über die Insel:

Die *Giros*-Wirtin ist eine verarmte Schuhfabrikantentochter aus Athen, ihr Mann in der Küche kommt von der kleinen Insel, kennen gelernt haben sie sich auf Rhodos, und sie halten das Geschäft auch im Winter offen, wenn die übrigen Familienbetriebe im Ort schließen. Das wären: das *sacharoplastio*, die Konditorei, in dem die Töchter der Konditorin bedienen, die Tavernen, in denen die Omas und Tanten in der Küche stehen, und das einzige »richtige« Hotel, in dem die Ex-Schwägerin des Managers kocht. (Dass sie von seinem Bruder geschieden ist, bedeutet ja nicht, sie gehört nicht mehr zur Familie.) Außerdem der Bäcker mit seinen drei erwachsenen Söhnen und einer Schwiegertochter, die als Dorfschönheit gilt, und die Albaner: Sie bauen die alten Ruinen hier wieder auf – sie beherrschen die alten Bautechniken. Dann kommen reiche Italiener und kaufen die wiederhergestellten Häuschen für teures Geld als Urlaubsdomizil.

Die Kinder der Albaner besuchen die kleine Dorfschule mit denen der wenigen griechischen Familien im Ort, und deshalb leben eine Menge junger Lehrer aus Athen hier: Wer will, kann in der kleinen Schule sogar die Abitursprüfung ablegen – auch, wenn manche Klassen nur aus einem einzigen Schüler bestehen.

Neuerdings existiert in den Sommermonaten sogar ein Bus, er fährt an den Strand und zum Kloster im Inselinneren, wo der Mönch mit seiner Frau wohnt. (Jawohl! Denn er ist eigentlich gar kein Mönch und wird nur so genannt – er ist der Verwalter.) Und dann ist da noch der junge Busfahrer, ein gut aussehender Kerl, der wirkt, als würde er sein Dasein in

Athens Nobeldiskos fristen. Tatsächlich arbeitet er als Volkstanzlehrer in der Schule (sein Winterjob) und lebt ganz allein oben am Berg in dem halbverfallenen alten *Chorio*, Dorf, in seinem renovierten Elternhaus, wo er sich der Gartenarbeit widmet: Wenn jeder hier auf der Insel nur einen Baum pflanzen würde, wäre die Welt eine bessere, findet der Busfahrer.

Ab Mai kommen dann die Feriengäste: ein paar Italiener und einige ältliche britische Paare, die die Ruhe genießen. Viele Stammgäste, die zum Inventar gehören. Mein Onkel schmunzelt über diesen Mikrokosmos und lässt den Blick schweifen über die hübschen pastellfarbenen Häuschen, die bis ans Wasser gebaut sind. Schließlich tritt ein wuschliger weißer Hund heran und legt sich genau vor Onkels Füßen zu einem Schläfchen. Da taut Michalis richtig auf: »Ich liebe Hunde!«, sagt er, trotz der schlechten Erfahrungen damals in Deutschland. (Der weiße Hund scheint die Liebe zu erwidern und tritt dem Onkel jeden Abend hinterher.) Dann werden *Pita-Souvlakia* mit Kartoffeln gebracht, die eine alte Frau in der Küche noch von Hand schneidet, und Michalis sagt: »Hier ist es ja, als wäre die Zeit stehen geblieben! Wie habt ihr dieses Paradies bloß entdeckt!?« Also winkt er die Reisebürodame an den Tisch und schwatzt ihr eine Unterkunft ab, obwohl gar keine mehr frei ist. Doch sie hat natürlich noch was in der Hinterhand für spezielle Gäste wie den *Kyrie Michali*, den Herrn Michalis mit dem charmanten Lächeln, ganz nah bei unserem Urlaubshaus.

»Ich reserviere niemals im Voraus. Und ich musste noch nie am Hafen schlafen!«, sagt der Onkel. Und das ist wieder mal typisch für meine Familie – wie damals, als wir mit Yiayia und Pappous in Methana waren.

Morgens kommt der Onkel immer gegen zehn Uhr rüber, und ich serviere ihm seinen Nescafé. Kalt, wie er ihn mag. Am dritten Morgen nimmt er mir den Kaffeebehälter aus der

Hand und sagt: »Nimm's mir nicht übel – aber ein richtiger Kaffee ist eine Kunst.« Er kneift die Augen zusammen und misst einen vollen Teelöffel Kaffeepulver ab. Dann noch einen halben. Nun gießt er fingerbreit Wasser auf, hält das Glas schief und rührt rund hundertmal. Und dann noch ein paar Runden. Dann kneift er wieder die Augen zusammen und lässt Zucker einrieseln. Rührt weiter, als wollte er Sahne aufschlagen. Schließlich lässt er das Glas mit Wasser volllaufen, trinkt, seufzt und sagt: »Ahhh – das ist Kaffee! Wenn du willst, mache ich dir auch einen.«

Wir hängen oft den halben Tag einfach nur so herum und springen ab und zu ins Meer, das wir von meiner Terrasse aus mit einer Leiter erreichen können. Oder wir marschieren über den Hügel zu der kleinen Sandbucht und plantschen dort, und der Onkel sagt alle fünf Minuten: »Vorsicht, die Kinder! Ihr müsst auf die Kinder aufpassen!« Dabei ist das Wasser flach, und meine beiden Kinder sind gute Schwimmer.

Dann gehen wir alle in die Taverne am Strand und essen nur ein Drittel von dem, was die griechischen Gäste an den Nebentischen verspeisen. (Denn es gibt sehr wohl griechische Touristen, sogar solche, die in Australien oder den USA leben, trotz der Kargheit und des Mangels an Luxushotels. Sie kommen her, weil sie Verwandtschaft haben im Ort.) Onkel Michalis schüttelt dann den Kopf und sagt: »Die Kinder haben fast NICHTS gegessen.« Aber das immerhin selbstständig, das fällt ihm auf: »Deine Kinder sitzen wie Große am Tisch! Die hast du gut erzogen. Die Griechinnen füttern ihre Kinder ja noch.«

»Damit mehr reingeht«, sage ich, und da müssen wir beide lachen: »Es ist eine Unart hier, die Kinder so zu mästen«, gibt der Onkel zu. Doch dann zuckt er zusammen, als er sie eine Stunde nach dem Mittagessen im Wasser sieht: »Das ist gefährlich, sie werden untergehen! Nach dem Essen darf man vier Stunden nicht baden!«

»Aber sie haben ja nichts gegessen«, zwinkere ich ihm zu, und das muss der Onkel zugeben: »Auch wieder wahr!«

Sicherheitshalber verzieht er selbst sich dann zur Mittagsruhe, die bis rund zwanzig Uhr dauert, und wir treffen ihn wieder im Ort und gehen in eine Taverne, wo der Onkel über Magenschmerzen klagt: »Heute muss ich mal was Leichtes bestellen, sonst kann ich nachts nicht schlafen.«

Fasolakia, grüne Bohnen, kommen also nicht in Frage, ebenso wenig wie *Gigantes*, weiße Bohnen. Und nichts aus dem Ofen – wie *Gemistes*, gefüllte Paprika, oder *Papoutsakia*, gefüllte Auberginen. Keine pappigen Nudeln, also kein *Pastitio* und keine *Makaronia me Kima*, Spagetti Bolognese.

»Ich mache Diät und esse griechische Bratwurst mit Pommes, da kann nichts schiefgehen«, sagt mein Onkel, und mein Mann erwidert: »Wenn das eine Diät ist, fange ich gleich heute damit an!«

Als aber der Onkel und ich richtig fröhlich am Plaudern sind und unsere Stimmen immer lauter werden, fängt meine kleine Tochter an, schrecklich zu weinen: Sie denkt, wir streiten – so wie ich das früher bei griechischen Unterhaltungen dachte, als Kind, als ich noch kein Griechisch verstand. Und so wiederholt sich alles.

Wenn dann sogar meinem großen Sohn vor Müdigkeit der Kopf auf den Tavernentisch sinkt, befördert mein Mann den Nachwuchs allein ins Bett, denn Michalis und ich sind noch lange nicht fertig: Es geht um Korruption und Nepotismus und dass es sie auch in Deutschland gibt. (»Ich dachte, darauf sind wir abonniert!«, sagt der Onkel.) Es geht um die Wirtschaftskrise. (»Die trifft uns nicht so. Denn wo nichts ist, kann ja nichts pleitegehen«, so Michalis. »Und der Schattenwirtschaft geht's nach wie vor gut. Da kommt auch Geld in Umlauf!«) Auch darum, dass die Deutschen so viel Lebensfreude

dazugelernt haben seit den fünfziger Jahren, als der Onkel das erste Mal nach München kam. (»*Orei anthropi*, tolle Leute«, sagt der Onkel und zeigt auf zwei Paare, die am Nebentisch lautstark feiern.) Denn im Grunde leben Deutsche und die Griechen heute sehr ähnlich, findet der Onkel – zumindest in den Großstädten. Nun ziehen junge Griechen sogar von zu Hause aus und leben unverheiratet mit einem Lebenspartner zusammen. Sogar Cousin Alexis, Michalis' Sohn, hat dies getan – da war er allerdings schon bald fünfunddreißig.

»Bei uns passiert das aber etwas früher«, sage ich vorsichtig, doch das kann Michalis nach wie vor nicht gutheißen: »Es ist doch schön, wenn die Familie zusammenbleibt! Du würdest dich doch auch nicht freuen, wenn dein Sohn bald das Haus verlässt!«

»Aber Onkel, man muss doch verstehen: Wer will schon bis über dreißig in seinem Kinderzimmer leben?!«

»Was heißt da Kinderzimmer! Meine Kinder haben ja die ganze Wohnung in Beschlag genommen! Was meinst du, was für Partys Alexis bei uns zu Hause gefeiert hat!«

»Trotzdem, bei uns in Deutschland wäre das merkwürdig, wenn jemand mit dreißig noch zu Hause wohnt: Stell dir vor, er würde eine Frau kennen lernen – und dann erfährt sie, dass er noch zu Hause bei Mami lebt. Da würde sie sicher Reißaus nehmen.«

Da wird Onkel Michalis nachdenklich. »Du meinst, er würde als Muttersöhnchen gelten?«

Ich nicke.

»Dann wirst du ihn wohl gehen lassen müssen, mit zwanzig, fünfundzwanzig, wie die anderen Deutschen.«

Ich nicke. »Spätestens!«

»Aber es wird dir schwerfallen!«, sagt Michalis. »Du bist froh, wenn die Kinder da sind und alle ihre Freunde mitbringen. Dann kochst du und willst, dass sie alle satt werden in

deinem Haus. Ich kenne dich, als wärst du meine Tochter. Ein bisschen griechisch bist du doch!«

Da hat er mich ertappt. Ich nötige wirklich allen Freunden ganz automatisch noch eine zweite Portion auf, oder eine dritte (iss, iss – *fage, fage*). Wenn Familienmitglieder aus dem Haus gehen, vergesse ich nie (wirklich nie), ihnen ein besorgtes »Und pass auf der Straße auf, *proseche!*« nachzurufen. Nur die Worte *min trechis* verkneife ich mir. Aber das fällt mir auch nicht leicht.

Ich sehe heute auch viel griechischer aus. Die hellbraunen Locken meiner Kindheit und Jugend sind einer dunklen Krause gewichen, und wenn ich die Brille abnehme, erkenne ich Pappous' dunkeläugigen Blick im Spiegel wieder – und mit dem Älterwerden auch Yiayias Lächeln.

Doch sonst bin ich total deutsch. Fleißig, genau und sorgfältig. Da ist nichts von griechischer Laxheit. Ich bin eine Ameise, keine Grille!

Die alte Geschichte hat mir noch meine Yiayia erzählt: Die Ameise hortet den ganzen Sommer Lebensmittel, doch die Grille singt und zirpt und lacht über die emsige Ameise, die ihren Tag nicht genießt, sondern immer nur Vorräte zusammenträgt. Doch dann kommt der Winter, die Grille hungert, da geht sie zur Ameise, und die sagt: »Hättest du den Sommer nicht nur gesungen und getanzt« – und so weiter.

»Onkel, ich bin eine Ameise, wie in Yiayias Märchen. Das ist doch typisch deutsch an mir, findest du nicht?«

»*Baaah*, ach was!«, sagt der Onkel. »Das ist nicht typisch deutsch. Das ist typisch für unsere Familie, deren Gene du in dir trägst.« Und dann holt er ganz weit aus:

Unsere Familie stammt zwar aus Kleinasien, doch hat sie dort erst seit wenigen Generationen gelebt: Die Familie des Pappous kommt ursprünglich aus Karpathos. Dieses Eiland war einst so arm, dass es schwer war, ein Auskommen zu er-

wirtschaften, und so zog es ihre Bewohner in die Ferne. Mein Urahn kam auf diese Weise sogar in den Sudan, wo gerade die Eisenbahnlinie gebaut wurde.

Mit seinem Fleiß schaffte er es dort, sich aus den Scharen bemitleidenswerter Eisenbahnarbeiter hochzuarbeiten, und er wurde zum Wasserreicher: Er musste die Arbeiter, die in der Hitze die Schienen verlegten, mit Wasser versorgen. Der Urahn war aber nicht nur besonders tatkräftig und tüchtig – er besaß außerdem ein äußerst hitziges Temperament. Eines Nachts geriet er mit dem Vorarbeiter in Streit und schlug ihn nieder. Ob er ihn tötete, das weiß keiner – nicht mal der Ur-Pappous selbst wusste es, denn er ließ den Vorarbeiter liegen und floh nach Ägypten. In Alexandria bestieg er das nächstbeste Schiff, das im Hafen lag: Zufällig fuhr es nach Kleinasien, und nur deshalb siedelte er sich dort an.

Manche der Kunden und Freunde, die meinen Pappous in seinem Laden am Hafen von Piräus aufsuchten, wussten, dass seine Familie ursprünglich aus Karpathos stammte, und als meine Mutter ins heiratsfähige Alter kam, standen die Karpathosstämmigen bei meinem Großvater Schlange, um für ihre Söhne um die Hand meiner Mutter anzuhalten. Die *karpathiotisses* – die Frauen aus Karpathos, denen Mama zugerechnet wurde – galten nämlich ihrerseits als besonders fleißig. Während die Männer Abenteuer wie das meines Urahns erlebten oder zur See fuhren und ihre Frauen und Kinder jahrelang oder auch für immer im Stich ließen, hielten sie die Dinge auf der Insel am Laufen, diese zähen, arbeitsamen *karpathiotisses*. Und wer wünscht sich nicht solch eine Frau – auch wenn er nicht plant, zur See zu fahren?

»Deinem Pappous sind die Bewerber aber sehr auf die Nerven gefallen, er hielt von altmodischen Kuppelleien nicht viel«, erklärt Onkel Michalis – von meiner Mutter ganz zu schweigen. Irgendwo aber schlummere auch in mir eine fleißige kar-

pathiotissa, sagt Michalis augenzwinkernd. Dabei war ich in meinem Leben noch nie auf Karpathos!

Dort gibt es noch entfernte Verwandte, die den Familiennamen tragen. Im nächsten oder übernächsten Sommer wollen Onkel Michalis und ich unbedingt hinfahren und sie treffen.

Ins Haus in der Monemwassias habe ich mich nicht gleich getraut, beim ersten Athen-Besuch nach all den Jahren. Ich musste mich erst ein paar Tage orientieren und meinen Mut zusammennehmen. Wovor ich Angst hatte? Vielleicht davor, endlich ganz und gar Abschied nehmen zu müssen von denen aus der Familie, die nicht mehr sind: Yiayia und Pappous, Meri und Giorgos und noch viele andere. Dass sie gestorben sind, war mir natürlich längst klar, doch hatten die Nachrichten darüber uns stets in Deutschland erreicht, wo sie irgendwie abstrakt klangen und uns nicht so sehr berührten wie die Familie vor Ort. Nur Mama hatte noch oft in dem Haus gewohnt. Sie hatte es ein wenig renoviert und ein paar neue Möbel erstanden, und als sie in den Ruhestand ging, verbrachte sie ihre Sommermonate dort, traf sich mit alten Schulfreundinnen und Verwandten, fuhr auf die Inseln zum Baden oder einfach dorthin, wo früher das Paraskevas-Bad war (jetzt ist dort ein öffentlicher Stadtstrand). Aber das ist auch schon wieder Jahre her.

Der Bus fährt nicht mehr seine alte Strecke, sondern ein paar Parallelstraßen weiter hinten entlang, und keines der Häuser hier ist mir vertraut. Es handelt sich um moderne, mehrgeschossige Wohnblocks, die erst in den letzten Jahren hochgezogen worden sind. Keine Ahnung, wie ich hier Yiayias altes Haus finden soll. Doch dann folge ich einem plötzlichen Impuls und springe bei der nächsten Haltestelle auf die menschenleere Straße. So, und nun? Ich habe keine Ahnung, wo ich mich befinde.

Dann marschiere ich einfach los, und plötzlich stehe ich vor der alten *paidiki chara*, wo ich früher meine Käsebröte heimlich im Kies verbuddelte. Einsam liegt der Spielplatz in der Mittagshitze, die Kinder sind nun beim Essen, und vielleicht wird er auch gar nicht mehr genutzt – in Deutschland wären die altmodischen Geräte mit den viel zu steilen Wippen und den rostigen Gerüsten vom TÜV verboten, denn sie sind sicher ein halbes Jahrhundert alt.

Nun sehe ich auch die Apotheke an der Ecke zur Monemwassias. Also hat meine Intuition mir den richtigen Weg gewiesen. Als ich weitergehe, pocht mein Herz mit jedem Schritt ein wenig heftiger.

Dann sehe ich es vor mir, eingekeilt zwischen höheren Bauten, und es ist so winzig, dass ich fast vorübergehe: Kann das Pappous' stolzes großes Haus sein?

Es wirkt geschrumpft wie eine trockene Feige, doch es ist wirklich unser altes Haus. Die aufwendig verzierte Tür lässt keinen Zweifel – wenn sie auch verstaubt ist und der Lack an manchen Stellen abblättert.

Der Schlüssel dreht sich ohne Widerstand im Schloss: Onkel Michalis sieht hier regelmäßig nach dem Rechten, und so finde ich kein leeres Zimmer vor, sondern möblierte Räume.

Im Gang stehen nun Korbstühle, und auch der lange Vorhang zur *avli* ist mir noch unbekannt – aber irgendwie vertraut: Mama hat ein gedrucktes Muster dafür ausgesucht, das den Stickereien auf den alten Portieren so nah wie möglich kommt.

Im Salon gibt es noch Yiayias und Pappous' Möbel mit den Gobelinüberzügen, und das Tischchen ist mit der alten geklöppelten Decke geschmückt. Doch die Familienfotos sind alle fort: Vor ein paar Jahren holten Einbrecher sie von den Wänden und schnappten sich auch die handbetriebene Singer-Nähmaschine meiner Yiayia, die noch aus Kleinasien stammte.

Die Sachen sind wohl am Monastiraki auf dem Flohmarkt gelandet, und Touristen haben unsere Familienfotos für ein paar Münzen als Souvenirs gekauft. Wenn Mama davon spricht, wischt sie sich heute noch die Augen.

Der Fußboden im nächsten Raum knarrt noch wie früher, und als ich am Spiegel von Yiayias Kleiderschrank vorbeigehe, zucke ich zusammen und denke, Mama steht plötzlich vor mir – so, wie sie früher aussah, nicht als die alte Frau, die sie heute ist. Aber das bin ja nur ich!

Die *avli* erscheint mir winzig, und einen Moment glaube ich, ein Teil würde fehlen, doch ist auch sie einfach nur in der Erinnerung größer gewesen. Gesäumt wird sie immer noch von Yiayias alten Pflanzenstöcken in den großen Blechtöpfen, die einst Olivenfässer waren, und sie wird beschattet von dem Wein, der darüberwuchert und sogar Reben trägt.

Pappous' riesiger Feigenbaum lebt nicht mehr – als das Haus unbewohnt war, beschwerten sich die Nachbarn dahinter über die herabfallenden Früchte, und Onkel Michalis musste ihn abschlagen lassen. Doch hat er nun einen neuen gepflanzt, der sich in einem Jahr schon stolz nach oben gereckt hat: »Das scheint ein guter Ort für Feigen zu sein«, sagt der Onkel. Daneben hat er neue Rosenbüsche gesetzt, es stehen auch ein Stuhl und ein Tischchen mit Aschenbecher bereit, denn oft kommt Michalis hierher, um einfach nur so in der *avli* zu sitzen. »Ich weiß nicht warum, aber dieser Ort entspannt mich irgendwie«, sagt er.

Also setze ich mich auf Michalis' Stuhl und träume, im Haus wäre alles noch wie früher. Ich träume von Onkel Giorgos' dröhnendem Lachen und dem Klackern von Tante Meris Stöckelschuhen. Vom Aufzischen des Bratöls in der Küche. Von den kreischenden Stimmen, wenn Anna, Alexis und Stelios durchs Haus jagten. Vom Pappous, wie er sagt: »Setzt euch endlich ruhig hin und esst ein paar Feigen.« Und von Yiayias

weicher Stimme, die mich zum Essen ruft. Da plötzlich höre ich ein Geräusch wie von ihren schlurfenden Pantoffeln, und mir stockt der Atem – doch es ist natürlich nicht meine Yiayia, sondern irgendeine andere alte Frau hinter der Mauer im Hof.

Bevor ich gehe, werfe ich noch einen Blick in die Küche, die wie alle Räume wirkt, als wären ihre Bewohner nur kurz ausgegangen. Die Stühle um den weißen Tisch sind nun schon etwas wackelig, die Pfannen an der Wand sind neu und teflonbeschichtet, und das *divani* an der Seite hat einen neuen Überwurf, auf dem ordentlich gefaltet zwei moderne Lidl-Tüten liegen. Sonst ist noch alles da, wo es immer war, das große Küchenbord und auch der schmale Holzschrank in der Ecke mit dem weißen Porzellangriff an der Tür.

Hier hat Yiayia ihre Tassen aufbewahrt und darunter die Gewürze. Ganz unten stand immer ein großes Glas mit ihrem *Gliko* – den süßen, eingemachten Sauerkirschen. Daneben gab es immer eine Flasche Sauerkirschsirup, aus dem sie Limonade rührte, und eine kleine Flasche Ouzo. Die war für Pappous.

Pappous trank eigentlich keinen Alkohol, nur wenn er gerade von der Arbeit aus der Hitze der Innenstadt nach Hause kam: Dann setzte er die Flasche an den Mund und nahm nur einen winzigen Schluck, damit sich sein Bauch erwärmte und der Magen nicht rebellierte gegen das Eiswasser, das er literweise hinterherkippte.

Ich wage es kaum, den Porzellangriff zu drehen – der alte Schrank macht mir ein bisschen Angst: Was, wenn mir plötzlich Mäuse entgegenkommen? Oder ein paar fette *katzarides*? Dann siegt die Neugier, die Tür springt auf, und ich sehe Yiayias alte Mokkatassen, hauchfein und doch so beständig, dass sie einst meine Spiele mit den Puppen im Hof überstanden. Sechs von ihnen haben ihre Besitzer sogar um Jahrzehnte überlebt!

Das Blumenmuster ist blass geworden vom unzähligen Trockenreiben, der Goldrand an manchen Stellen verwischt. Daneben stehen die Kristalltellerchen für das *gliko* gestapelt, alles in Reih und Glied, als wäre es noch die blinde Yiayia gewesen, die Hand angelegt hat. Lebensmittel und Gewürze aber sind natürlich längst nicht mehr da.

Bevor ich die Tür wieder verschließe, stecke ich noch einmal die Nase tief in den Schrank.

Und er duftet noch genau wie früher: nach Anis und Zimt.